

Die Kette Welt

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Am Fenster surrte ein großer blaugeflügelter Brummer. Trude erhob sich halb und atmete tief. Dann, mit einer schnellen halben Wendung saß sie auf dem Bett- rand. Sie dehnte und reckte den schlanken, elastischen Körper und begann, sich anzukleiden. Ein frisches, wohliges Behagen kam über sie. Eine Leichtigkeit, die sie überraschte und ihre ersten Schritte unsicher machte. Deshalb ging sie, die Hand an der Wand gestützt, einige Male vorsichtig in der Kammer auf und ab. Sie fühlte, wie das Blut lebhafter zu kreisen begann, wie das Herz in freudige Bewegung geriet und die Pulse klopften. Ihre Wangen röteten sich. Ein kühler, dann ein warmer Schauer lief ihr über den Rücken. Die Schläfen hämmerten, der Kopf begann zu glühen.

Frau Trude tauchte das Gesicht kurz entschlossen in die gefüllte Waschschüssel. Einmal, zweimal. Und während sie sich abtrocknete und das lange blonde Haar kämte und zu Zöpfen flocht, beruhigte sich alles in ihr.

Frisch, elastisch, ganz erfüllt von dem Gefühl der jungen, freudigen Kraft, trat sie in die Stube. Die war warm und hell und voll von Sonne. Alles stand geordnet an seinem Platz. Kein Staubflöckchen auf den Möbeln, kein Papierschnitzelchen am Boden. Nur in dem Kinderbett lag's bunt durcheinander. Hemden, Windeln, Kissen. Sie ordnete alles, ging in die Kammer und holte den kleinen Jeremias, ihn in sein Bettchen zu legen. Er wachte nicht auf.

Frau Trude küßte ihn mit vorsichtigen Lippen und horchte nach der Küche hinans. Das Geschirrgelapper war verstummt, aber ein Feuerhaken stocherte im Herde herum. Dann wartete die Kaffeemühle.

Der gute Jeremias! Ein großes Glücksgefühl kam über sie. Es wandelte sie die Lust an, zu tanzen. Aber sie hob nur die Arme, legte sich ans Fenster in die Sonne und begann zu singen. Ein einfaches kleines Lied, von dem sie nicht wußte, woher es ihr gekommen war. Das ihrem innersten Empfinden entsprang und

die tiefe freudige Zuversicht ausströmte, die sie erfüllte. Sie konnte es nicht zurückhalten, was da hinausdrängte in Jubel und Glück und lebensfreudiger Kraft. In vollem, hellem Klängen ging es durch die Wohnung.

„Trudel!“ Fast im Schreck, in erlaunter Freude kam's von der Tür her. Dort stand Jeremias, das Brett mit dem Kaffeegeschirr weit von sich gestreckt, und riß die Augen auf.

„Laß die Tassen nicht fallen!“ Sie wandte ihrem Manne das Gesicht zu; ein Rücken ging

Er betrachtete sie staunend. „Wie ein Mädel von siebzehn Jahren.“

„Und Du?“ Eine leise Traurigkeit war in ihrer Stimme.

„Ja, ich.“ Er lachte kurz auf und beugte den Kopf über die Tasse. Die Sonne flimmerte in seinem Haar. Scharf traten die grauen Fäden an den Schläfen hervor.

Sie legte ihre Hand auf die seine. „Wenn Du nur nicht alles so fürchtbar schwer nehmen würdest, 'nias.“ Fast traurig sah sie ihn an.

„Ich kann die Dinge nicht leichter machen als sie sind. Staunst Du's Trude?“

„Man läßt sie liegen. Und geht einen neuen Weg.“

„Wohin? Wär ich allein, ich wanderte aus. Ueber's Meer. Aber mit Euch — das geht doch nicht. Wir könnten ja nicht einmal die Fahrt bezahlen.“

„Nein. Daran denk' ich nicht. Aber die Stadt hier müssen wir verlassen. Du würdest Deines Lebens nicht mehr froh.“

„Ja, glaubst Du, daß mich noch ein Mensch da beschäftigt? Und dann: wenn ich ihn begegnete — was, meinst Du, könnte daraus entstehen?“

Frau Trude nickte. „Fort. Je eher, je besser.“

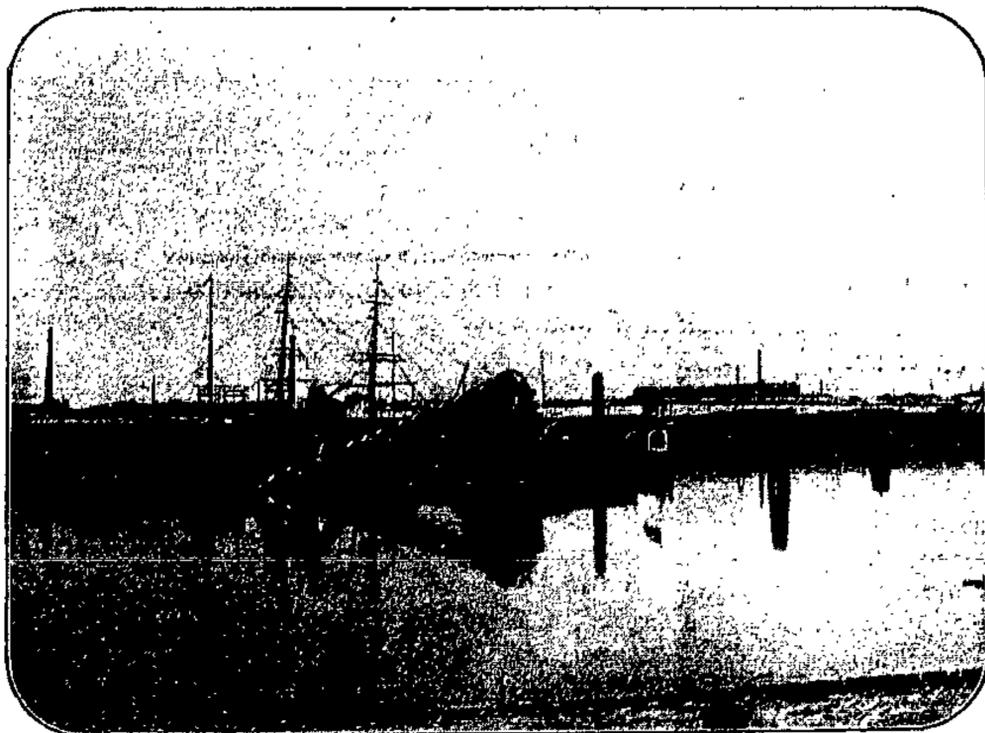
„In eine auswärtige Stellung? Aber man wird Zeugnisse von mir fordern, man wird sich erkundigen; die Polizei interessiert sich woumöglich für mich —

ich werde nicht Ruhe finden, um mich wieder emporzuarbeiten.“

„Und wenn alles das nicht wäre; wenn Du wirklich etwas finden würdest, dann —“

„Sprich's nur aus. Ja, ich kann mich schwer in fremde Verhältnisse schicken. Hab das Dienen nicht gelernt, Trude. Das Anpassen an den Willen anderer — es ist bitter für mich. Aber ich werde es zu lernen versuchen.“ Jeremias atmete schwer. „Ich werde alles tun, alles; wenn ich nur einen Platz finde, wo man nichts anderes von mir fordert als zu arbeiten. Ich werde still sein, mich ducken —“

„Liebster.“ Trude ergriff seine Hände, „wozu Dich quälen gegen Deine Natur. Dein Kopf paßt in keinen Hut.“



Dampfbagger im Hamburger Hafen.

drüber hin, ein Lächeln. Dann lachte Frau Trude aus vollem Halse: „'nias, 'nias, wie siehst Du aus!“

Er trat vor den Spiegel. Ja, da mußte er selbst lachen. „Wie ein Kaminfeger.“ Er strich mit der Hand über das Gesicht: „Spuren der Arbeit. Die schänden nicht. Kommt, laß uns Kaffee trinken.“

Ein neuer Lachensbruch. „Nein, bitte, wasch Dich erst. Oder ich sterbe vor Lachen.“

„Das sollst Du nicht.“ Er ging hinaus und kam nach kurzer Zeit frischgewaschen wieder herein.

Sie stellten den Kaffeetisch in die Sonne. Und sahen sich gegenseitig an, während sie tranken. „Wie jung Du geworden bist, Liebste!“

Er sah wieder in die Tasse. „Vielleicht hast Du ein Recht, mir Vorwürfe zu machen. Jetzt, wo der Junge da ist.“

„Nicht doch, keinen Vorwurf. Aber wir wollen uns nicht belügen. Gib den Gedanken an eine abhängige Stellung ganz auf.“

„Das kostet mich keine Ueberwindung. Nur: Du weißt so gut wie ich, daß uns zu einem eigenen Geschäft nichts weniger als alles fehlt.“

„Wir machen eine Glücksbude auf!“

„Eine -- was?“ Jetzt lächelte Jeremias.

„Eine Glücksbude.“ Frau Trude sagte es begeistert.

„Was ist das für ein Ding?“

„Eine Glücksbude ist ein Ding, wo man Glück hat. Hast Du sie nie auf den Jahrmärkten gesehen? Eine kleine Auslage von allerlei nützlichen und unnützen Dingen. Es schlägt in Dein Fach und kostet wenig. Fortuna entscheidet. Gewinnt der Spieler, so hat er Glück. Verliert er, so haben wir es.“

Er sah sie zweifelnd an: „Ist das Dein Ernst, Trude? Von einer Skirmes auf die andere? Von einem Schützenfest zum anderen? Keine Ruh, keine Rast, kein Heim. Unter die fahrenden Leute wollen wir gehen?“

„Ich denk' es mir schön, Liebster! Losgelöst von allem, was da strebt und klebt auf einem Fleck. Aus aller Enge heraus, aus all dem Kleinen und Häßlichen, das sich überall wie in einer Kumpelkammer anhäuft, wo Menschen wohnen. Das Leben zu fristen, dazu reicht's. Wozu sollen wir Diener von Sachen sein?“

Jeremias war aufgestanden und durchmaß die Stube mit langsamen, schweren Schritten: „Diener von Sachen, sagst Du. Nein. Aber eine vertraute Umgebung wird uns lieb. Ich muß einen Mittelpunkt, eine Zuflucht haben, eine eigene Stätte, die mich trennt von der übrigen Welt. Wo man Ruhe und Beruhigung findet, wenn man müde und erregt ist. Aber ein ewiges Gasthausleben? Noch dazu mit dem Kind?“

Trudes Stimme klang ernst: „Wir haben keine große Auswahl, 'mias. Und es wäre doch ein unabhängiges Leben. Schließlich, wenn uns das Glück nur ein wenig gut ist, können wir uns ein Pferd und einen Wagen halten. Eine wandernde Wohnung — unsere Glücksbude, Liebster.“

„Du dachtest, Trude.“

„A n n es nicht Wirklichkeit werden? Gerade für Dich hoff' ich soviel davon.“

Er antwortete nicht gleich, sah sie nur an. Und allmählich formte sich in seinem Hirn die Erkenntnis, worauf das alles hinausging. Sie wollte ihn seinen trüben Gedanken entfremden, wollte es ihm leicht machen, das Leben; hoffte Gesundheit, Freude, Glück für ihn davon. Wie ihr Gesicht leuchtete in der sinkenden Sonne, von tatkräftigem Mut, von unbeirrbarer Zuversicht und frischem Willen leuchtete. In dem hellen Haar spielte das Licht, in den klaren blauen Augen blickte es auf — und die Lippen, so rot und frisch — er mußte sie küssen. Er mußte seinen Kopf in ihren Schoß pressen und sagen: „Ja, Liebste, ich glaub's. Wenn Du es willst, glaub ich's.“ Eine tolle Lustigkeit packte ihn: „Eine Glücksbude machen wir auf, Liebste. Ja! Eine Glücksbude, einen Löwentanz, einen Flohmarkt — was Du willst. Ich will Schlangen züchten und Maitäfer dressieren — mir ist alles egal. Laß mich Kopf stehen, Degen schluden, Feuer fressen — ich folge Dir. Denn was Du sagst, ist gut und eitel Liebe.“

Frau Trude lächelte ihr seligstes Lächeln: „Du dummer Kerl. Warum sollten wir traurig sein? Laß uns lachen, Liebster, lachen. Es ist alles nicht so schlimm.“

Die Dämmerung kam und füllte die Winkel mit Schatten; sie spann graue Schleier um das

Bett des schlafenden Kindes und bleichte das Rot auf Trudes Wangen. Jeremias sah, Hand in Hand mit seiner Frau, noch immer am Fenster. „Laß uns nachdenken, wie wir's am besten machen“, hatte Trude gesagt.

Nun dachten sie. Dachten schon eine Stunde lang, ohne den möglichen Weg zu finden.

Jeremi erwachte und schrie.

Sein Vater nahm ihn auf, beruhigte ihn, und ging mit dem Kinde wie ein schwerfälliger Pendel in der Stube hin und her.

„Wenn wir alles verkaufen, was noch übrig ist, und uns dann sofort ans Werk machen, könnte es gehen“, kam es, ein wenig müde, vom Fenster her. „Nur dann.“

Jeremias nickte: „Wir kommen immer wieder darauf zurück.“ Er horchte: „Hat es nicht geklopft?“

Es klopfte stärker an der Treppentür.

Jeremias öffnete.

Seine Schwester kam. Fräulein Dora.

Sie wickelte sich aus einem mächtigen Umschlagetuch heraus, in dem sie bis zur Nasenspitze versteckt gewesen: „Was macht der Kleine? Aber, mein Gott, wie hältst Du denn das Kind, Jeremias! Gib es mir her! Seht nur das rote Gesicht! Ein Glück, daß ich noch rechtzeitig dazugesommen.“

Der Bruder lachte.

„O, daß Du noch lachen kannst!“ Es klang mehrdeutig. Sie wollte den peinlichen Eindruck ihrer Worte verwischen: „Gib ihm das Kind nicht mehr in die Hand, Trude! Denn alles, was so ein Mann in die Hände kriegt —“

„Du hast noch nie etwas vom stärkeren Geschlecht gehalten.“

„Nein, Gott sei Dank!“ Dora ging mit nervösen Bewegungen im Zimmer auf und nieder, das Kind heftig in den Armen wiegend. „Stärkeres Geschlecht! Pah! Worin liegt Eure Stärke? Sag' mir mal! In Eurem Chemisett! Und daß Ihr stärkere Dummheiten macht!“

„Bravo!“ Trude lachte.

„Sieh Dir Deine Frau an! Du hast es nicht gesehen, weil Du — weil Du nicht hier warst. Aber ich — ich weiß, wie sie gearbeitet und was sie ausgehalten hat! Ja, hat er noch nicht danach gefragt, wovon Du eigentlich gelebt hast, Trude?“

„Ich wäre wohl nicht so durchgekommen ohne Deinen Beistand, Dora.“

„Ach, mein Beistand. Der ist wohl nicht der Rede wert.“

„Ja.“ Jeremias reichte ihr die Hand. „Ich hab' ihn auch gespürt. Gesagt hat es mir zwar keiner. Aber daß Brandt aus seiner eigenen Tasche . . . nein, das glaub ich nicht. Du stehst Dich gut mit ihm?“

„Mit wem?“ Eine heiße Blutwelle schoß in Doras Gesicht. „Mit Brandt? Ja, glaubst Du denn, ich zöge ins Gefängnis? Und wenn mich der Direktor haben wollte — nein! Es hat mich schon genug geärgert, daß sie mit das „Nuge“ gerade vor die Nase gebaut haben. Da, seht nur einmal hinüber: wie's einen angloht!“ Ihre Stimme schlug jäh ins Weinerliche um: „Jeremias, daß Du da — in diesem Hause! — ich verwind's mein Lebtag nicht!“

„Ich auch nicht.“

Dora schluchzte.

Und beide sahen hinüber nach dem „Nuge“, dessen Konturen nur noch undeutlich aus der Dämmerung herausstraten.

„Ach, was seid Ihr für Dummköpfe!“ In Trudes Stirn grub sich eine Falte. Sie reckte die Arme wie in tätigkeitstuchender Kraft.

„Du nimmst es leicht. Natürlich.“ Dora trocknete unständig ihre Tränen.

„Gar nicht leicht nehm ich's!“ Frau Trude hatte sich erhoben, um eine Lampe anzuzünden.

„Die Sache ist gewesen und damit fertig!“ Sie setzte die Glocke mit einem hörbaren Ruck auf den Ring.

„Ja. Ich bin fertig“, sagte Jeremias finster.

„Liebster“, Frau Trude legte beide Hände auf seine Achseln. „Du hast schwer gelitten unter all dem Unglück. Ich auch. Aber — fertig? Nein! Da, sieh, da ist der Junge. Jetzt haben wir vorwärts zu sehen, nicht rückwärts! Wir fangen von neuem an zu bauen.“

Fräulein Dora wiegte den kleinen Jeremi so heftig hin und her, daß Trude es für geraten hielt, ihr das Kind abzunehmen. So bekam die Schwägerin beide Hände frei, die sie nach Art betender Madonnen vor die Brust legte; den Oberkörper bog sie vor; ihre Nasenflügel zitterten, als sie mit allem Nachdruck fragte: „Und wovon, liebe Schwägerin, willst Du bauen, wenn ich fragen darf?“

Darauf wußte Frau Trude nicht gleich eine Antwort. Sie küßte das Kind, das seinen Mund suchend an ihre Brust presste, und verließ das Zimmer.

Dora setzte sich am Tisch nieder, nickte heftig einige Male und trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Tisch.

Jeremias stand am Fenster und sah nach immer hinüber. In dem Laden seines Nachfolgers leuchteten die Lampen auf. Die große Puppe mit den ausgestreckten Armen hob sich deutlich ab.

„Warum hab ich den Salinken nicht gleich totgeschlagen?“

„mias!“ Dora sprang entsetzt auf.

Er drückte sie auf den Stuhl nieder: „Es war nur ein Gedankenschwänzchen.“

„Wie verwildert Du bist!“

„Bei Meister Brandt lernt man keine guten Manieren. Da war ein Falschmünzer, der wollte mich zum Kompagnon. Ich hab' mir reiflich überlegt.“

„Pfi!“

„Es ist nichts draus geworden. Ich bin zu feige dazu.“

„Du entsetzt mich, Jeremias!“

„Es hat Dich nicht so entsetzt, daß der Lump da drüben, mein Nachfolger, mich mit falschen Worten und Taten um alles gebracht, was mein war. Ist das kein Falschmünzer?“

„Du warst so vertrauensselig, 'mias.“

„Ja. Das sind alle, die sich falsche Münzen anschnieren lassen.“

„Was willst Du tun?“

„Wir werden eine Jahrmarktsbude aufmachen. Sobald der Trödel hier verkauft ist, ziehen wir los.“

Fräulein Dora erhob sich und griff nach ihrem Umschlagetuch. Mit zitternder Stimme sagte sie: „Dann gehen unsere Wege wohl auseinander. Wenn Du das Kind zu einem Wagenbunden erziehen willst. Wenn Ihr nun auf der Straße leben wollt. . . . Unser Name ist einmal sehr geachtet gewesen in dieser Stadt, Jeremias. Du hast ihn in Schande gebracht. Du wage mich im hellen Sonnenschein nicht mehr auf die Straße. Aber darauf brauchst Du am Ende keine Rücksicht zu nehmen.“

Jeremias hielt die Lehne eines Stuhls umklammert. Seine glühenden Augen waren unverwandt auf die Schwester gerichtet, die in jahrlangen, nervösen Bewegungen die Stube verließ. . . .

Als Frau Trude den kleinen Jeremi in sein Bettchen legte, fand sie dort ein Kuvert mit einer Banknote. Es hatte die Aufschrift: „Ihrem süßen kleinen Jeremi — Tante Dora.“

Frau Trude legte es wortlos fort.

III.

Ein Strafmandat kam. Wie Kommissar Lieblich es angekündigt. Aber es ging wieder.

Der Bote klopfte vergeblich an die Tür. Er fragte den Hausverwalter.

„Tattenbach?“ sagte der und hob die Augenbrauen. „Die saubere Gesellschaft ist auf und davon.“

„Wohin?“

„Weiß ich's?“

„Also“, der Bote zog seinen Bleistift, benetzte ihn mit den Lippen, sagte und schrieb: „Adressat verzogen. Unbekannt wohin.“ Dann nahm er eine Briefe aus der dargereichten Dose des Verwalters, sagte: „Ja, ja. So geht's“, nickte dem freundlichen Spender zu, ließ das Schreiben in seine Mappe gleiten und entfernte sich.

Das Strafmandat gelangte übrigens niemals an seine Adresse, trotzdem der behördliche Apparat in eine entsprechende Bewegung gesetzt und fünf Vuch Papier, Großfolio, verschrieben wurden. Doch hoffte man, wie ein Lokalblatt meldete, „ihrer noch habhaft zu werden“.

Indessen stand diese Hoffnung auf sehr schwachen Füßen, da Jeremias Tattenbach bereits eine stattliche Anzahl von Kilometern zwischen sich und seine Vaterstadt gelegt hatte.

Frau Trude war, noch ein wenig schwach vom Wochenbett, sofort an die Ausführung ihres Planes gegangen. Jeremias, von der Hausarbeit erlöst, wollte sich im vorsichtigen Abwägen und Grübeln verlieren; trotz seiner schließlichen enthusiasmischen Zustimmung suchte er noch immer nach einem anderen Ausweg; aber Frau Trude stellte ihm positive Aufgaben, indem sie von ihm die Auswahl und die Bestellung der zur Glückshude notwendigen Materialien forderte und ihn veranlasste, die ersten Schritte zum Verkauf der Möbel zu tun. Dies war ihm am schwersten angekommen. Da standen gute Stücke aus einer besseren Zeit, solid, fest und für mehrere Menschenalter berechnet; sie zu verschleudern, griff ihn aus Herz. Da waren Familienerbstücke, an denen die Erinnerung haftete, die trotz ihrer Leblosigkeit von vergangenen Geschlechtern zu ihm sprachen; wenn man sie bewegte, flöhnte es in ihnen und aus tausend seinen Löchern rieselte das gelbe Holzmehl. Jeremias konnte sie nicht in fremde Hände geben; er schrieb an Dora, stellte ihr alles zur Verfügung, ohne Geld zu fordern. Sie schickte ein Kuvert mit einer Banknote und den Zeilen: „Die Möbel, die noch von den Eltern da sind, lasse mir ruhig an ihrem Fleck stehen. Wenn Ihr fort seid, hole ich sie mir. Vom kleinen Jeremi mußst Du mir öfter Nachricht geben. Viel Gutes werdet Ihr ja nicht berichten können. Ach, Jeremias, warum wollt Ihr Zigeuner werden? Denke doch, was unsere guten Eltern sagen würden, wenn sie lebten!“ (Fortsetzung folgt.)

✽

Im Hamburger Hafen.

Von Emil Filcher.

Das geschäftliche Leben eines großen Welthafens hat einen hohen Reiz, zumal für den Binnenländer, dem Gelegenheit geboten wird, einen Blick auf das bunte Treiben des Hafenbetriebes zu werfen. Hamburgs Hafen hat in neuerer Zeit mehrfach die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt durch die gewaltigen wirtschaftlichen Kämpfe, die sich zwischen Hafentarbeitern und Hafenbetriebsunternehmern abgepielt haben. Unter diesen Umständen wird es für viele von uns so großem Interesse sein, einen Einblick in den Hafenbetrieb zu gewinnen und die in Frage kommenden Arbeiterkategorien kennen zu lernen, die bei diesen wirtschaftlichen Kämpfen eine hervorragende Rolle spielen.

Hamburgs Hafen ist seinem Schiffsverkehr nach der drittgrößte der Welt (nur New York

und London sind ihm voraus), der zweitgrößte Europas und der erste des europäischen Kontinents. Die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe beträgt zurzeit im Durchschnitt täglich 70, der tägliche Bestand an Schiffen im Hafen weit über 300, davon sind fünf Sechstel Dampfschiffe und ein Sechstel Segelschiffe. Ost ist der Andrang von Schiffen so groß, daß es nicht möglich ist, alle Fahrzeuge an den Kai Strecken oder Duc d'Alben der 26 Hafenanlagen unterzubringen.

Diese Hafenanlagen bestehen aus je einem mehr oder weniger umfangreichen Hafenbassin mit offener Einfahrt, das an zwei oder drei Seiten von den Kai Strecken begrenzt wird. Die Kai Strecken sind mit steinernen Vorsetzen oder Vollwerken versehen, die mit elektrischen oder Dampfkränen besetzt sind. Parallel mit den Vorsetzen laufend, dehnen sich auf den Kai Strecken die geräumigen Kailschuppen aus, an denen Eisenbahngleise entlang führen. In dem Hafenbassin sind mehrere Reihen Duc d'Alben eingerammt, mächtige Pfahlgruppen zum Festlegen der Schiffe, die an den Kai Strecken keinen Platz finden oder aus anderen Gründen im freien Wasser löschen und laden wollen.

Neben den Häfen für Seeschiffe sind umfangreiche Hafenanlagen für die Oberländer Mähne vorhanden, d. h. für jene Flußfahrzeuge, die den Verkehr zwischen dem Hamburger Seehafen und dem Binnenlande aufrecht erhalten; elbanwärts bis Böhmen, oder auf den schiffbaren Nebenflüssen der Elbe, ferner für Schleppdampfer, Schuten usw.

Ist der Hafen überall mit See- und Flußfahrzeugen belegt, so bietet er ein imponantes Bild. Die transatlantischen Riesendampfer, die stolzen Viermast-Segelschiffe, der Mastenwald der Vollschiffe, Barken und Schoner vereinigen sich zu einem malerischen Panorama.

Ungemein fesselnd ist auch das bewegliche Bild des Hafens. Die flinken, grünen Hafenschiffdampfer durchfurchen kreuz und quer die breite Wasserfläche der Elbe und vermitteln den Verkehr zwischen den beiden Elbufern und den verschiedenen Häfen und Kais. Bei Beginn und Schluß der Arbeitszeit auf den Werften und den Fabriken auf dem südlichen Elbufer sind die Föhrdampfer mit dichten Arbeitermassen besetzt, die zur Arbeit bezw. heimwärts strömen. Dazwischen dampfen Barkassen und Winassen stromauf, stromab und querüber, kleine Flußschleppdampfer ziehen mit einem Schleppzug hochbeladener Schuten dahin, Ewerführer schieben mühsam ihre Schute durch all das Gewirr von Fahrzeugen. Passagierdampfer der unterelbischen und hamburger Linien kommen und gehen, nachdem sie an den St. Pauli-Landungsbrücken ihre Passagiere abgesetzt oder aufgenommen. Ein großer Seeschlepper, von Zeit zu Zeit warnend mit seiner Dampftrübe tutend, schleppt eine stolze Viermastbark, die von der Westküste Südamerikas eingetroffen ist, in den Hafen ein. In angemessener Entfernung folgt ein großer transatlantischer Dampfer, auf der Unterelbe schon stark geleichtert, der mit eigener Kraft, aber assistiert durch einige Schleppdampfer, die ein Abweichen aus dem Kurs verhindern sollen, mit mäßiger Fahrt dem Hafen zustrebt. Ein großer Kohlendampfer, der dem Import englischer Kohlen dient, ist soeben vor Anker gegangen und erwartet die Inangriffnahme der Löscharbeit, des Entladens.

Die Entladung und Beladung der Schiffe, das „Löschen“ und „Laden“, ist Aufgabe der Schauerleute, jener Arbeiterkategorie, die im März d. J. von den Reedern ausgesperrt wurde, weil sie eine verständige Regelung der Nacharbeit verlangt hatte und, als die Reeder eine solche nicht vornahmen, jede Nacharbeit nach 10 Uhr abends verweigerte. Die Arbeit der Schauerleute ist eine sehr schwere und anstrengende. Zu den Hauptimportartikeln im

Hamburger Hafen gehört u. a. der Salpeter. Fortgesetzt treffen Schiffsladungen Salpeter von der Westküste Südamerikas ein. In der Hauptsache befassen sich die großen Viermastbarken und andere große Segelschiffe mit der Salpeterimportation. Das Löschen zählt zu den schwierigsten Arbeiten der Schauerleute, denn es gehört eine immense Kraft dazu, die in der Ladung festgepreßten Salpetersäcke mit einem kleinen Handhafen zu lockern und dann die ein paar hundert Pfund schweren Säcke an die Luke zu tragen, durch die sie in der Hieve aufgewunden und dann in die neben dem Schiffe liegenden Leichter, Oberländer Mähne und Schuten oder auf die Kais abgesetzt werden. Auch die Schauerleutearbeit in Erz, Schwefelkies usw. ist eine harte. Beim Löschen von Getreide übt der Staub eine unangenehme und ungesunde Wirkung aus, ebenso beim Löschen von Kohlen.

Die beim Kohlenlöschen tätigen Schauerleute führen die Bezeichnung „schwarze Schauerleute“, im Gegensatz zu den bei Stückladungen, Getreide, Baumwolle usw. beschäftigten „weißen Schauerleuten“. Die schwarzen Schauerleute haben zum Teil noch eine originelle Arbeitsmethode, das sogenannte „Zumpen“, nach welchem sie auch die Bezeichnung „Kohlenzumper“ führen. Durch Herabspringen aus einer erhöhten Stellung ziehen sie unter Beihilfe ihres eigenen Körpergewichts mittels eines Windtanes die gefüllten Kohlenkörbe durch die Luke aus dem Schiffsraum, worauf der Plankenmann die Körbe in die Spüte, eine hölzerne oder eiserne Rinne, ausschüttet, in der sie in die neben dem Kohlendampfer liegenden Kohlen-schuten, Oberländer Mähne und Leichter abgleiten. Unten im Schiffsraum sind die übrigen Leute des „Ganges“, wie die Bezeichnung für die komplette Mannschaft einer Arbeitsstelle heißt, mit dem Füllen der Kohlenkörbe beschäftigt. Als man die ersten Versuche machte, die Arbeit des Zumpens durch maschinelle Technik zu ersetzen, zeigte sich, daß selbst die Maschine mit den flinken Kohlenzumpen nicht zu konkurrieren vermochte. Jetzt hat man aber die Maschinen derartig vervollkommen, daß sie leistungsfähig genug geworden sind und nun bei den größeren Kohlendampfern fast allgemein in Anwendung kommen. Das Löschen der Kohlendampfer wird durchgängig im Akkord ausgeführt. Da der Import englischer Kohlen ein sehr starker ist und stetig wächst, nehmen die Kohlenakkordschauerleute eine bedeutende Stellung unter den Schauerleuten ein. Ihr Verdienst erscheint zwar hoch, etwa 10 Mark pro Woche, entspricht aber bei weitem nicht der aufreibenden Arbeitsleistung.

Mit den „schwarzen Schauerleuten“ dürfen die zu der Kategorie der Kohlenarbeiter gehörenden Bunkerleute nicht verwechselt werden, welche die Seedampfer mit Bunkerkohlen für die Kesselfeuerung versehen. Auch hier handelt es sich um eine schwere Arbeit, die hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Arbeiter stellt, die meist von den großen Kohlenimportfirmen beschäftigt werden und dort in fester Stellung sich befinden, während die Schauerleute größtenteils freie Tagelöhner sind, die jeweilige Gelegenheitsarbeit bei ihren Arbeitgebern, den *Stauern*, nachsuchen.

Infolge der mehrfachen Streiks sind die größeren Reedereien, z. B. die Hamburg-Amerika-Linie, dazu übergegangen, einen Stamm von Schauerleuten fest anzustellen; nach der Aus-sperrung im März d. J. hat man sogar damit begonnen, Schauerleute auf Jahreskontrakt zu engagieren, um gegen Streiks gesichert zu sein. Die Hamburger Schauerleute wollten darauf nicht eingehen, weshalb die Reeder Arbeitskräfte aus dem Binnenlande heranzogen.

Bis vor gar nicht langer Zeit ging das Gros der Schauerleute auf den „Ausguck“, d. h.

suchte täglich am Hafen die ihm passende Arbeit zu erlangen. So entwickelte sich denn schon früh morgens an der Wasserkante ein lebhaftes und buntes Treiben. Die Stauer oder deren Vizen (Vorarbeiter) erschienen, um Schauerleute anzumerben. Diese standen in Gruppen beieinander und warteten auf „Chance“. Immer mehr lichtet sich die Gruppen, je weiter der Tag vorschreitet. Heute wird nur noch der von den Reedern resp. Stauern eingerichtete Arbeitsnachweis benutzt. Jeder Stauer nimmt am liebsten die bei ihm eingearbeiteten alten Leute, und da die Stauer in der Regel ganz bestimmte Schiffe zu bearbeiten haben, so geben die Schauerleute ganz besonders acht auf die Zukunft „ihrer“ Schiffe. Eifrig werden die ausgehängten telegraphischen Schiffsnachrichten studiert, aus denen zu ersehen ist, welche Schiffe einkommend Cuxhaven passiert haben und somit baldigst im Hamburger Hafen zu erwarten sind. Die Schiffe haben von Cuxhaven her noch eine mehrstündige Fahrt auf der Unterelbe und ihr Eintreffen im Hamburger Hafen ist auch von den Flutverhältnissen abhängig. Trifft das Schiff im Hafen ein, dann hat der Stauer, der die Entlöschung zu bewirken hat, seine Mannschaft an Schauerleuten schon bereit, um, sobald der Lotsen, der das Schiff an den von dem Hafenmeister angewiesenen Liegeplatz gebracht, von Bord gegangen und das Schiff von den Schiffsbefestigern festgelegt worden ist, mit der Löscharbeit zu beginnen. Denn Zeit ist hier ganz besonders Geld, weil jede Zeiterparnis den Reedern eine Ersparnis an Hafengebühren bringt.

Die Seeleute, die während der Seereise an Bord des Schiffes gebannt waren, schwärmen nun an Land aus, um das lustige St. Pauli, im Volksmunde „St. Lieberlich“ genannt, aufzusuchen. Dort wimmelt es von Vergnügungsstätten, allerdings auch von solchen recht zweifelhafter Art, für den „Jan Maat“, wie die Matrosen an der Wasserkante vielfach genannt werden. In englischer, französischer, dänischer, schwedischer und norwegischer Sprache wird Jan Maat zum Besuch der vielen Seemannskneipen eingeladen, die durch entsprechende Nationalflaggen kenntlich gemacht sind. Ringeltangel und Tanzsalons, diese hauptsächlich auf preussischem Gebiet in Altona belegen, locken mit verführerischen Vokal- und Instrumentaltönen. Die leichtlebige holde Weiblichkeit hängt sich mit Vorliebe an den mit wohlgefüllten Taschen heimkehrenden Seemann, um diesem schnell den Beutel leicht zu machen.

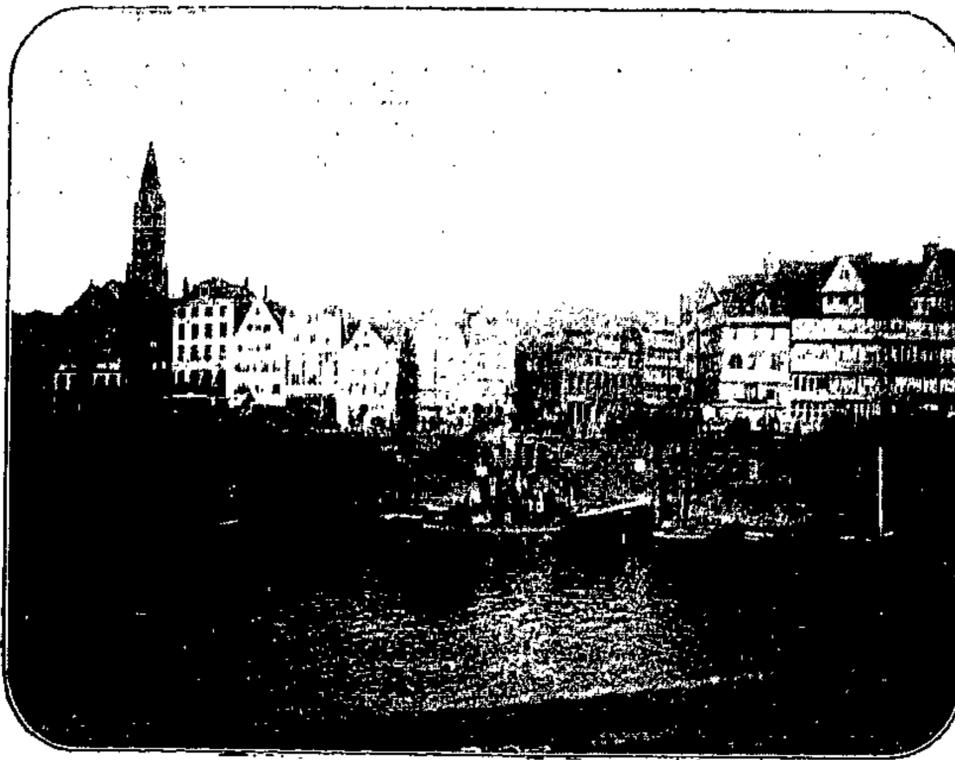
Sobald die Abmusterung, d. h. die Dienstentlassung, erfolgt ist, nimmt der Seemann sein Logis an Land beim Schlafhaus. Will er wieder auf einem Schiff Dienst nehmen, d. h. anheuern, dann wendet er sich an den Generals, der ihm gegen gute Bezahlung eine „Chance“ verschafft. Die größeren Reedereien haben jetzt Heuerbüros eingerichtet, die die Funktionen der Heuerbase übernommen haben. Zwar sind auch hier noch mancherlei Mißstände vorhanden, aber diese Einrichtung bedeutet doch einen Fortschritt gegenüber der früheren, wo Heuer- und Schlafbase gemeinsam den Seemann nach Herzenslust ausplünderten, der den „Landhänen“ schutzlos preisgegeben war.

Im Seemannswesen haben sich in der neueren Zeit wesentliche Umwälzungen vollzogen. Die Segelschiffahrt tritt immer mehr hinter der Dampfschiffahrt zurück; die eigentlichen Matrosen, Leicht- und Vollmatrosen, müssen den

Decksteuten auf den Dampfern und den Heizern und Trümmern (Kohlenziehern) im Feuerraum das Feld räumen. Die Maschinisten sind heute für die moderne Seeschiffahrt von nicht geringerer Bedeutung als die Kapitäne und die nautisch geschulten höheren Chargen.

Während der Seemann seinem Vergnügen nachgeht, beherrschen die Hafearbeiter das Schiff.

Längsseits desselben nehmen die Leicht-, Oberländer Rähne oder Schuten Platz, um Ladung aus dem Schiff aufzunehmen, oder diese wird am Kai abgesetzt. Die Dampfwinde raffelt, um die Ladung aus dem Raum herauszuschaffen und an die längsseits liegenden Fahrzeuge abzugeben, oder die elektrischen Kräne am Kai befördern die Güter von Schiff zu Land. Bei den Getreideschiffen kommen vielfach Elevatoren zur Anwendung, die das lose Getreide aus dem Raum auffangen oder aufschaukeln und in die Leichtfahrzeuge usw. befördern. Als recht gefährlich erweist sich mitunter die Baumwollladung, da nicht selten durch Selbstentzündung der Ladung Schiffsbrände entstehen. Auch Speicherbrände infolge Selbstentzündung der in den Speichern lagernden Baumwolle sind häufig.



Schleppdampfer auf dem Zollkanal vor dem Meßberg.

Sind die Leicht- gefüllt, dann bringen sie die für andere Plätze bestimmte Fracht dorthin, nach Bremen, Bremerhaven, Kiel, Lübeck usw. Die beladenen Oberländer Rähne treten ihre Reise nach dem Binnenlande an. Die schwerbeladenen Schuten werden von Werführern, deren Attribut ein an einer langen Holzstange befestigter Spitzhaken ist, mit dem sie ihre Fahrzeuge stoßend oder hakend fortbewegen, an die Speicher befördert, um dort die Ladung abzugeben. Diese Speicher liegen entweder an irgend einem der vielen Fleete, welche die alte Stadt durchziehen, oder im Freihafengebiet an den dortigen nach dem Zollanschluß geschaffenen Kanälen.

Der Zollanschluß hat dem Hamburger Handel große Vorteile gebracht, denn feinetwegen wurden die neuen vollkommenen Hafenanlagen und die praktisch angelegten Riesenspeicher im Freihafengebiet geschaffen. Milliarden an Werten lagern hier: Kaffee, Reis, Mais, Tabak, Wolle, Baumwolle, Kolonialwaren aller Art, Farb- und Nußhölzer, Import- und Exportartikel usw.

Die Speicherarbeiter bilden eine besondere Kategorie der Hafearbeiter. Sie haben das Uebernehmen und Abgeben von Waren und die Arbeit auf den Speichern zu besorgen. Ihre Arbeitgeber sind entweder die Handelsfirmen, welche eigene Speicherräume

für ihren Bedarf besitzen oder gepachtet haben, oder Quartiersleute, die das Lagern von Gütern und Waren gewerbsmäßig betreiben und zu diesem Zweck Speicherräume mieten.

Die Freihafenspeicher sind vom Staat erbaut, aber einer kapitalistischen Gesellschaft, der Freihafen-Lagerhausgesellschaft, zum Betrieb überlassen, die eine vertragsmäßig festgesetzte Abgabe an den Staat entrichtet und die Speicherräume vermietet oder selbst verwertet. Die im Freihafengebiet lagernden Waren brauchen nicht verzollt zu werden. Erst wenn sie ins Zollinland eingeführt werden, muß die Verzollung erfolgen. Das Freihafengebiet ist deshalb mit einer Kette von Zollämtern und Zollwachstationen umgeben.

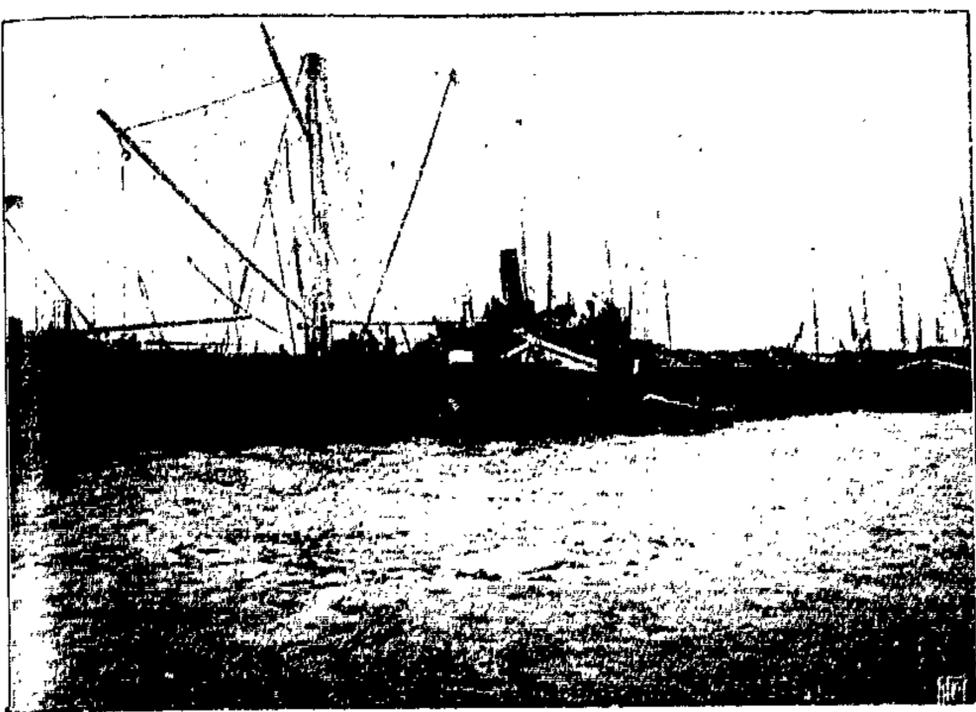
Der Verkehr zwischen den Speichern und dem Hafen zu Wasser erfordert eine große Flotte von Schuten und ein respektables Heer von Werführern. Größere Firmen haben ihre eigenen Schuten und Werführer, im übrigen betreiben die Werführerbase das Vermieten von Schuten und den Transport von Gütern in Schuten gewerbsmäßig und beschäftigen ständig eine Anzahl Werführer, deren Zahl sie nach Bedarf vermehren. Zum Werführereibetrieb gehören ferner auch die Kastenschuten-schiffer, die auf ihren bedeckten Fahrzeugen ihre Logis eingerichtet haben. Die mit Dampfwindvorrichtung versehenen Schuten, die sogenannten Donkenschuten, werden von den Donkleuten bedient, die entweder im Dienste einer der größeren kaufmännischen Firmen stehen oder bei Stauern und gewerbsmäßigen Unternehmern angestellt sind.

Wird die Ladung eines Schiffes am Kai gelöscht, so treten die Kaiarbeiter in Funktion. Zu ihnen gehören die Kranführer, welche die elektrischen und die Dampfkräne bedienen und zum Teil Beamtenstellung einnehmen. Das große Kaiarbeiterkorps setzt sich im übrigen zusammen aus den festangestellten Akkordarbeitern und den Hilfsarbeitern. Diese haben die am Kai abgesetzten Güter in die Kaischuppen oder die dort angefahrenen Eisenbahngüterwagen und Kollfuhrwerke zu schaffen oder umgekehrt zur Beförderung an Bord der Schiffe bereit zu stellen.

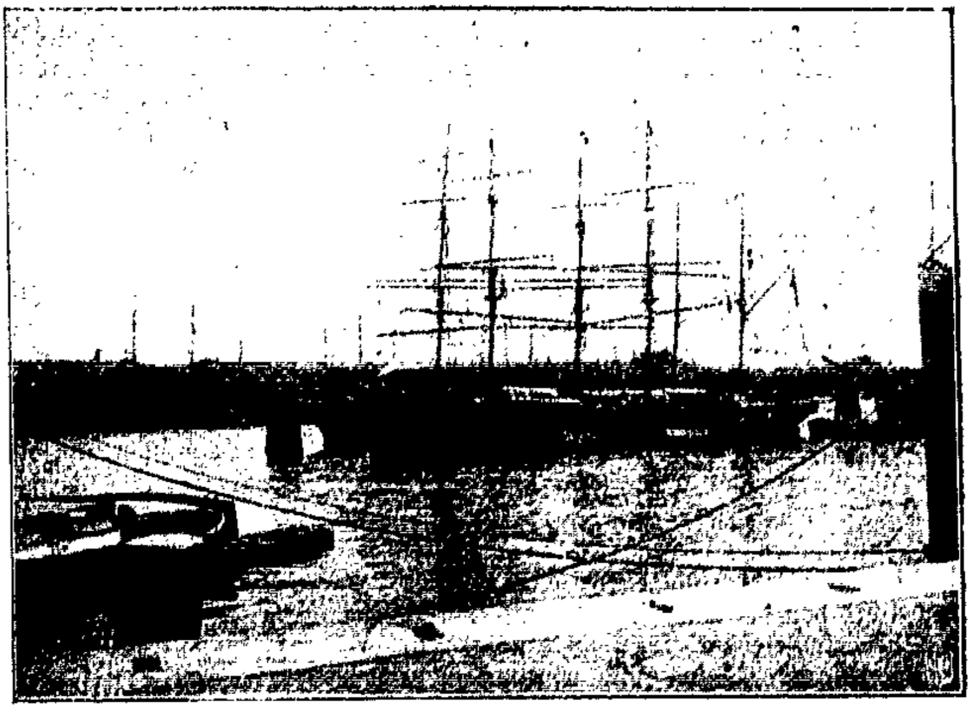
Der Kaibetrieb ist für den gesamten Hafenbetrieb äußerst wichtig, weil von ihm die flotte Abfertigung der Schiffe abhängt. Die großen Reedereibetriebe, wie z. B. die Hamburg-Amerika-Linie, haben eigene Kaistrecken gepachtet und unterhalten ein eigenes Kaiarbeiterkorps, sonst ist der Kaibetrieb staatlich und die Kaiarbeiter sind Staatsarbeiter.

Besonders lebhaft ist zu gewissen Zeiten der Import von Südfrüchten: Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Ananas usw., von denen ganze Schiffsladungen eintreffen. Ein eigener für diesen Zweck errichteter Fruchtchuppen von gewaltigen Dimensionen nimmt die Ladung in sich auf. Ungeheure Stapel von Apfelsinenkisten türmen sich hier auf, deren Inhalt den weiten Raum mit aromatischem Duft erfüllt.

Von den Kaischuppen aus wandern die importierten Waren in das binnenländische Gebiet, entweder durch Verfrachtung auf die Oberländer Rähne, deren Besatzung zu der Organisation der Binnenfahrer zählt, die eine starke Sektion des Hafearbeiterverbandes bildet, oder mittels der Eisenbahn, die ihre Schienenstränge an allen Kaistrecken entlang geführt hat. Ein großer Wagenpark von Kollfuhr-



Im Freihafen.

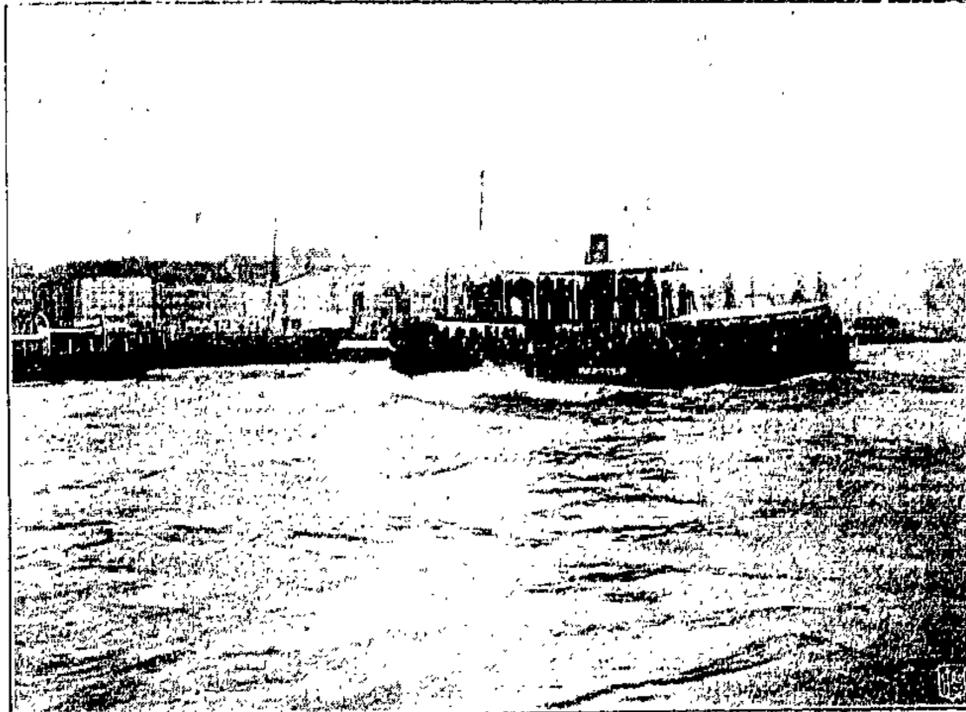


Segelschiffhafen.

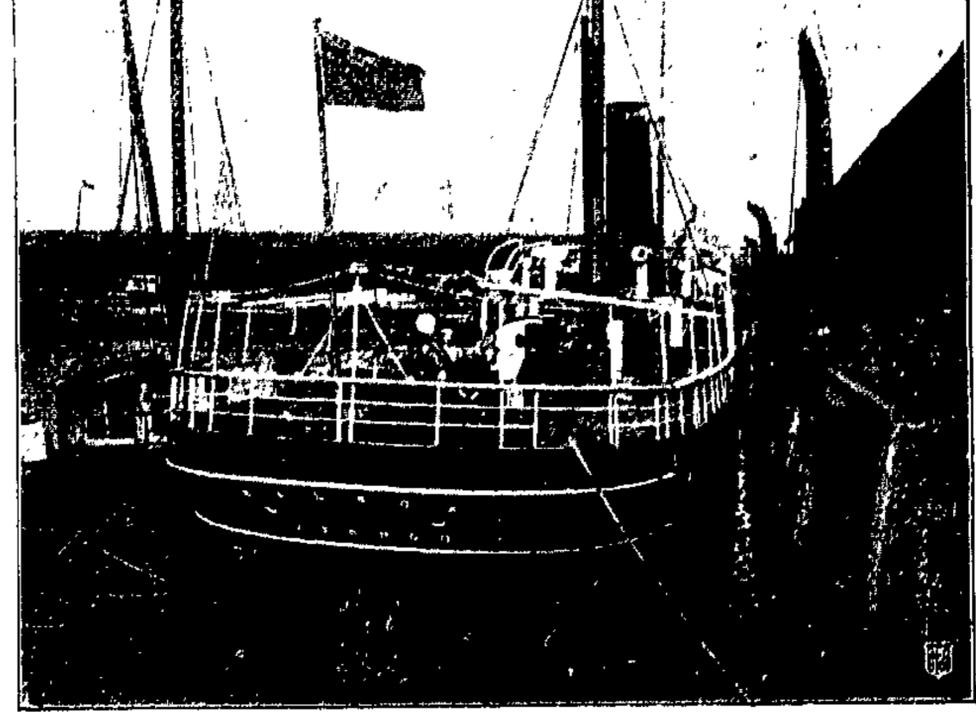
werden besorgt die Abfuhr an die Lager der Importfirmen.
Ebenso lebhaft wie der Importverkehr ist aber auch der Exportverkehr.

auf die zur Ausreise bereit liegenden Schiffe. Die eben erst leer gewordenen Schiffsräume füllen sich bei der sieberhaften Arbeit der Schauerleute schnell wieder; bald werden die

Es ist ein imposantes, fesselndes Bild, sieht man von den Höhen des nördlichen Elbufers die bunten Wimpel und Flaggen aller Nationen im Hafen wehen und die stolzen Dampfer und



Hafenrundfahrdampfer mit Wertarbeitern auf der Fahrt nach den St. Pauli-Landungsbrücken.

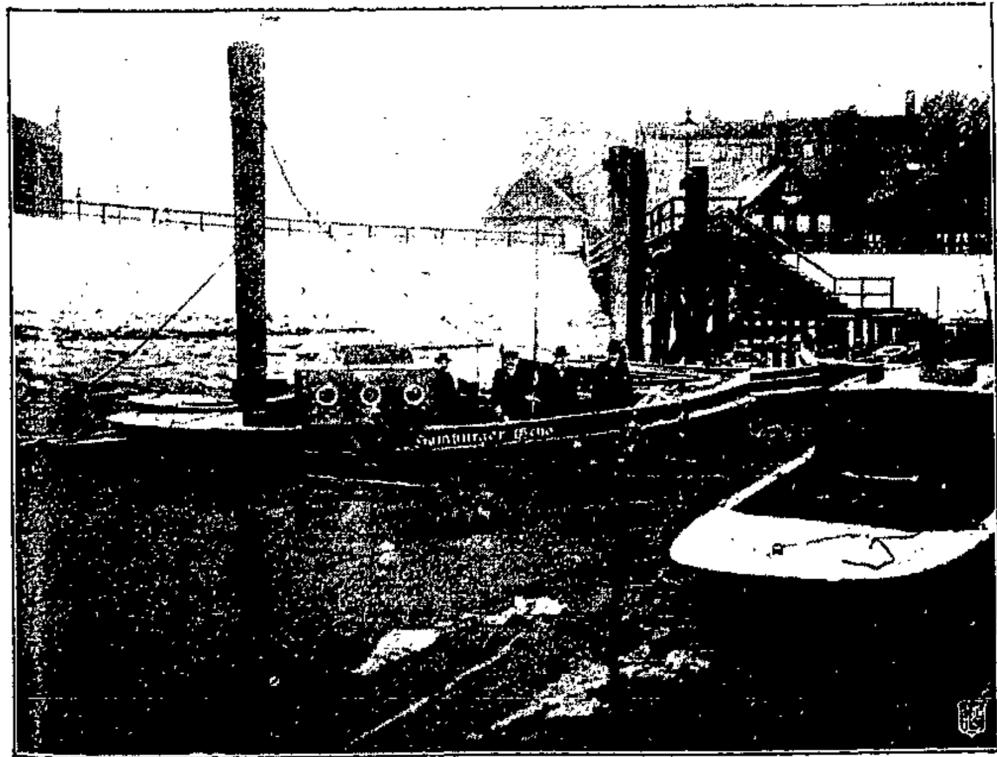


Englischer Dampfer (Wochenboot) am Hübnerkal.

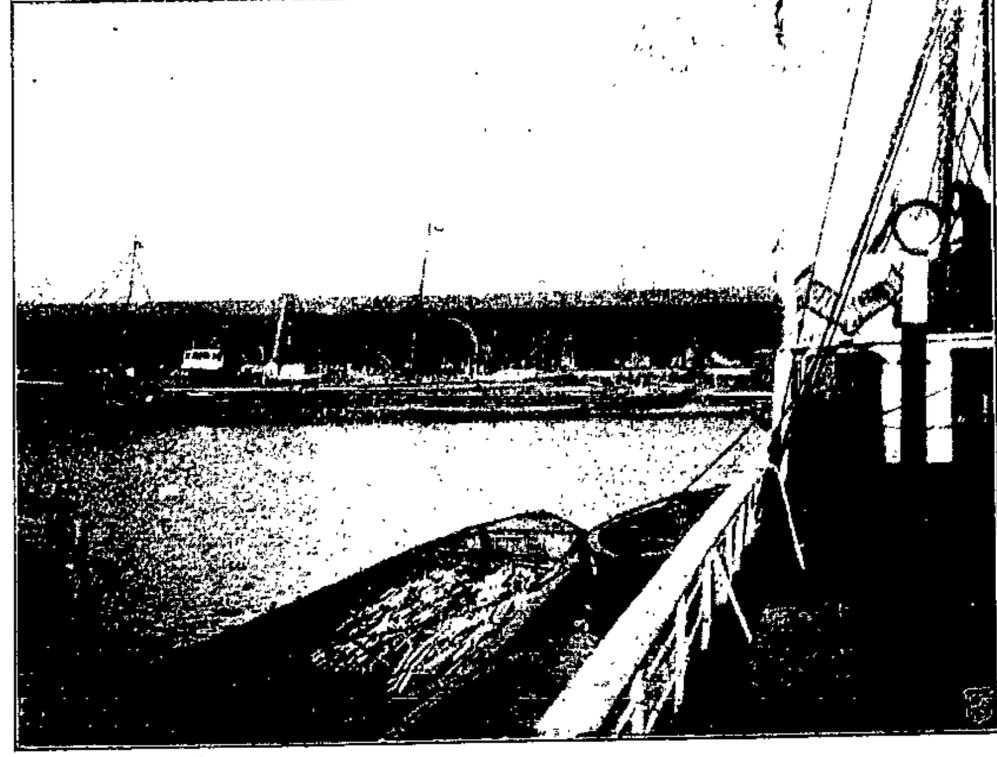
Unausgesetzt schaffen Eisenbahn, Binnenschiffahrt, Kollfuhrwesen und Erwerführereibetrieb enorme Massen von Exportgütern an die Raiser und die sonstigen Liegeplätze zum Verladen

Befestigungstane gelöst, die Anker gelichtet, und fort geht es aufs neue, in die Nordsee hinaus, in die nördlichen oder südlichen Meere oder über den Ozean hinweg, einem fremden Weltteil zu.

Segelschiffe majestätisch elbaufwärts und elbabwärts vorüberziehen.
Aber das Fahrwasser der Elbe hat auch seine Klüden und Tücken. Es ist in fortwähren-



Barkasse „Hamburger Echo“; belorgt den Vertrieb des „Echo“ und anderer Parteilchriften.



Ewerkähne.

der Veränderung begriffen. Untiefen bilden sich, die den tiefgehenden Schiffen verhängnisvoll werden können, indem sie dieselben zum Stranden bringen.

Um das Fahrwasser in der erforderlichen Tiefe zu erhalten, sind unausgesetzt kostspielige Vagierungen erforderlich, für die Millionen aufzuwenden werden müssen. Der hamburgische Staat unterhält eine Flotte von Vaggerschiffen und beschäftigt Hunderte von Vaggerschiffen, die dafür zu sorgen haben, daß die Schifffahrt keine Störungen erleidet.

Aber auch der beste Kapitän ist nicht imstande, das veränderliche Fahrwasser sicher zu beherrschen, deshalb werden die Schiffe, sobald sie vor der Mündung der Elbe angelangt sind, mit Lotsen besetzt und unter wechselnder Lotsenführung bis in den Hamburger Hafen geleitet. Als Fahrwasserzeichen dienen die rechts und links von der Fahrinne verankerten Bojen, die bei eintretender Dunkelheit zum Teil erleuchtet werden. Dann flammen auch an beiden Ufern die Leuchttürme auf, die den Schiffsführern Ersatz für die nun unsichtbaren Landmarken bieten. Trotz aller Vorsicht sind aber Schiffsunfälle, Schiffskollisionen und dergleichen nicht ausgeschlossen und Schiffskatastrophen kommen, zumal bei Nebel, gar nicht selten vor.

Geht dabei ein Schiff zugrunde, so daß es wrack wird, d. h. nicht mehr flott gemacht werden kann, dann verursacht die Fortschaffung des Wracks aus dem Fahrwasser erhebliche Kosten. Oft hat der Staat schon eine halbe Million Mark aufwenden müssen, um das Fahrwasser wieder frei zu machen. Geht es mit schwereren oder leichteren Havarien ab, dann gibt es Arbeit für die am Südufer der Elbe belegenen Werften, deren Schwimmbocks die havarierten Schiffe aufnehmen, damit die Reparatur erfolgen kann. Von Zeit zu Zeit muß jedes Schiff das Dock aufsuchen, um den Schiffsboden reinigen zu lassen, an dem sich Seetang und Muscheln in großen Massen festsetzen, die die Schnelligkeit des Schiffes beeinträchtigen und den Schiffsboden angreifen. Bei eisernen Schiffen wird der Boden mit einem Farbstrich versehen, der den Muschelansatz nach Möglichkeit fernhalten soll, während bei hölzernen Schiffen der Boden mit Zink- oder Kupferplatten beschlagen wird.

An Reparaturarbeiten mangelt es in einem großen Hafen nie und so sind die Werften immer vollauf beschäftigt, sowohl mit Reparaturarbeiten als auch mit Schiffneubauten. Der Stapellauf eines neuerbauten Schiffes pflegt unter besonderer Feierlichkeit vor sich zu gehen. Nachdem die Taufe vollzogen, gleitet das Schiff, erst langsam, dann schneller und immer schneller von dem Helgen, auf dem es erbaut worden, rücklings hinab in die aufschäumende Flut der Elbe. Die vollständige Ausrüstung erfolgt dann auf dem schwimmenden Schiff an der Werft.

In der Seeschifffahrt schreitet die Konzentration des Kapitals mit Riesenschritten vorwärts. Dafür bieten der Norddeutsche Lloyd in Bremen und die Hamburg-Amerika-Linie den besten Beweis. Die Hamburg-Amerika-Linie, die im Mai d. J. das Jubiläum ihres 60jährigen Bestehens feierte, begann 1848 ihren Betrieb mit etwa 450 000 Mark Kapital und einem Schiff. Vor zehn Jahren, als die Reederei ihr 50jähriges Jubiläum feierte, betrug das Aktienkapital 45 Millionen Mark, die Schiffsflotte zählte 69 Dampfer im Werte von 53 Millionen Mark und 51 Flußdampfer, Schlepper und Leichter. Heute zählt das Aktienkapital 125 Millionen Mark, der Buchwert der Dampferflotte 165 Millionen Mark. Das ist eine Verdreifachung des Betriebes in zehn Jahren.

Die gewaltige Macht und den Uebermut des Reederkapitals bekommen auch die Seeleute und Hafenarbeiter zu fühlen. Sie haben deshalb fleißig an dem Ausbau ihrer gewerkschaftlichen Organisationen gearbeitet. Die Organi-

sation der Seeleute in Hamburg-Altona zählt an 5000 Mitglieder, die der Hafenarbeiter etwa 11 000, davon 4000 Schauerleute, 2500 Ewerführer, je 1000 Steinarbeiter und Speicherarbeiter, 500 Waggerer usw. Die heftigen wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Reedern und Hafenarbeitern und Seeleuten geben Zeugnis von den klaffenden Interessengegensätzen, die sich im Schiffs- und Hafenbetriebe herausgebildet haben. Noch oft werden derartige Kämpfe den lebhaften Betrieb des Hamburger Hafens ins Stocken bringen, bis es gelingt, den Organisationen der Hafenarbeiter und Seeleute die Anerkennung zu erringen, die sie in Anspruch nehmen müssen, um die Interessen des Arbeiterheeres wirksam vertreten zu können, das den Lebensnerv des blühenden Handels-, See- und Hafenverkehrs der alten Hansestadt bildet. —

24

Klassenkampf und Oekonomie im alten Athen.

Von H. Conrady.

(Schluß.)

Die Tyrannen räumten mit ihren Schergen Athen und siedelten nach dem nahen Cleusis über, wo sie sich schon zuvor für den Notfall eine Zufluchtsstätte bereitet hatten, indem sie 300 Bürger dieses Städtchens, deren Besitz sie sich zulegen wollten, durch die Mitter hatten gefangen nehmen und zur Hinrichtung nach Athen führen lassen.

Mit den Dreißig zogen nur ihre verrufensten Spießgesellen nach Cleusis ab. Die Masse ihres Anhanges von der Mitterschaft blieb in Athen und behauptete hier, auf die Spartaner des Kallibios gestützt, noch Einfluß genug, um in der Versammlung der 3000, die eine neue zehnköpfige Regierung wählte, in der Hauptsache Leute ihres Vertrauens auf dem Schild zu haben. So ward in Athen zunächst in der bisherigen Weise fortgewirtschaftet: von einer Verständigung mit denen im Piräus wollte die neue Regierung nichts hören. Aber die demokratischen Streitkräfte wurden immer stärker: von den athenischen Mittelparteilern sogar, die jetzt in der Demokratie das kleinere Uebel erblickten, gingen viele zu Thrasybulos' Streitmacht über, so daß die Behnännerregierung militärisch sehr in Bedrängnis geriet. Da wandte sie sich nach Sparta um Hilfe, und das gleiche taten die Dreißig in Cleusis. Dsander setzte auch zunächst durch, daß er mit Heer und Flotte abgefandelt wurde, um die Demokraten zu überwältigen. Aber denen im Piräus kam nun zugute, daß es auch in der herrschenden Klasse Spartas Gegenläufe gab; die spartanische Regierung befürchtete, daß Dsander zu mächtig werden und sich in Athen zum unabhängigen Gewalthaber aufwerfen möchte. Auch wurde die öffentliche Meinung von ganz Griechenland berücksichtigt, die über die Schandwirtschaft der aristokratischen Salsabschneider in Athen äußerst aufgebracht und den immer herrischer auftretenden Spartanern ungünstig geworden war. Darum schickte man dem Dsander den „König“ Pausanias nach, mit dem Auftrag, selbst das Kommando zu übernehmen und womöglich die feindlichen Gegenläufe in Athen gütlich auszugleichen. Dabin wirkte Pausanias denn auch, nachdem er in einem erfolgreichen Scharmüßel gegen Thrasybulos der durch des Kallibios Schlappe verletzten Waffenehre Spartas Genüge getan hatte. Die Demokraten waren zu Unterhandlungen bereit, und in Athen wurde nun die Behnännerregierung gestürzt und durch ein neues, gleichstarkes Kollegium mittelparteilicher Richtung ersetzt, das einer Versöhnung mit den Demokraten nicht entgegen war. Der Friede zwischen den Parteien kam im Jahre 403 ohne weitere Schwierigkeiten

zustande. Thrasybulos zog an der Spitze der Demokraten in Athen ein und hielt in der Volksversammlung eine Rede, worin den Aristokraten unangenehme Wahrheiten gesagt wurden, er riet ihnen zur Selbsterkenntnis: „Dies würdet Ihr am besten tun können, wenn Ihr erwägen würdet, auf was Ihr stolz sein dürft, um Euch eine Herrschaft über uns anzumessen. Seid Ihr etwa die Gerechteren? Nein; vielmehr die Volkspartei, die ärmer ist als Ihr, hat Euch noch nie um Geldes willen ein Leid zugefügt; Ihr aber, reicher als alle, habt aus Gewinnsucht viele Schändlichkeiten verübt. . .“ Weiter geschah den Edelsten und Besten nichts zuleide. Es deckte sie die im Ausgleich einbegriffene allgemeine Amnestie, von der nur die Dreißig und ungefähr ebensoviele Spießgesellen ausgenommen waren. Auch diese aber wurden durch eine Bestimmung geschützt, die ihren Zufluchtsort Cleusis als unabhängiges Gemeinwesen anerkannte, wohin, ohne im Genuß ihres athenischen Besitzes geschädigt zu werden, alle die sollten übersiedeln dürfen, denen in Athen der Boden zu heiß war. Das war nun der Fall mit einem großen Teil der Mitter, die entweder dem Frieden nicht trauten oder selbst nicht Frieden halten wollten. Dies letztere wurde bald offenkundig. Während man nämlich in Athen damit beschäftigt war, die Republik in demokratischem Sinne zu reorganisieren, wurden in Cleusis Anstalten zu einem neuen Waffengange gemacht: die ausgewanderten Oligarchen warben Söldner an. Die Athener warteten aber nicht auf einen Angriff, sondern kamen den Oligarchen zuvor, zogen gegen Cleusis, bemächtigten sich der aristokratischen Führer und richteten sie auf der Stelle hin, 401 v. Chr. Der Masse der Aristokraten aber geschah nichts, sondern man veranlaßte sie durch eine nochmalige, von allem Volk beschworene Amnestie zur Rückkehr nach Athen, wo sie völlig unbehelligt blieben. Bloß mußten die Deutopolitiker das geraubte Land herausgeben. Die sonstigen Verluste blieben unerfügt, und vollends geschah nichts im Sinne einer Expropriation der adeligen Expropriateurs zugunsten der Besitzlosen.

Die Mehrheit der Bürgerchaft wollte eben jetzt vor allen Dingen Ruhe, Ordnung, Frieden, damit das Wirtschaftsleben Athens sich von den schweren Wunden erholen könne, die der Krieg und die Gewalt Herrschaft der Dreißig ihm geschlagen, was auch mit überraschender Schnelligkeit geschah. Die innere Ruhe ist in Athen seit dem bis zum Ende der republikanischen Freiheit nicht mehr ernstlich gestört worden. Vom Anfang des 4. Jahrhunderts bis zum Jahre 338 v. Chr., bis zur Schlacht von Chäroneia, durch die Athen unter die Oberherrschaft der Könige des barbarischen Mazedonien geriet, ist keine große revolutionäre Erschütterung mehr zu verzeichnen. Die Gewalt Herrschaft der Dreißig und die Wiederherstellung der Demokratie sind der letzte Klassenkampf großen Stils in der Geschichte des unabhängigen Athen. Mit der Erzählung dieser Ereignisse endigt Aristoteles seine Geschichte der athenischen Verfassung, die von da ab im wesentlichen unverändert blieb, und hier muß auch diese Skizze abbrechen. Der Fortgang der inneren Entwicklung von Athen ist uns leider nur sehr unvollständig bekannt, aber auch so noch lehrreich genug: handelt es sich doch im wesentlichen um den Verfall der Republik. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden; nur so viel sei gesagt, daß an dem Verfall Athens nicht, wie reaktionäre deutsche Historiker gern behauptet haben, die Demokratie schuld trug, sondern die immer weiter um sich greifende Sklavenwirtschaft, die fortschreitende Proletarisierung der Massen, der zunehmende Gegensatz von arm und reich, kurz: die ungelöst gebliebene soziale Frage, so wie sie sich im Altertum überall dargestellt hat. —

Schecho.

Eine türkische Geschichte. Von J. Schrakl.

Es war einmal ein Mann in Kurdistan. Der war noch jung und hatte einen goldenen Wagen. Da es aber in seinem Lande keine Steine gab und nichts zu essen, so sah er sich nach einem anderen Lande um, wo der Stein etwas weniger wären und des Eßbaren mehr. Der junge Mann hieß Ibrahim Schecho, er wohnte bei seinen Eltern und teilte mit ihnen ihre Armut, die selbst die Steine erbarnte, aus denen ihre Hütte gebaut war, denn die Mauern hatten sich geklünnet, als wollten sie über die Fenster herabfallen und sie von ihrem Elend befreien. Des Abends saßen die Leute des Dorfes auf dem Platze vor der Dschami. Da betrieben sie ihren Kess, vergaßen diese harte Welt voll Schweiß und Steine und hörten den Gebetsrufer. Dann wurden sie daran gemahnt, daß Allah ihnen ihre Armut gegeben. Sie vergaßen es, zu murren und mit dem Kismet zu hadern. Auch einige reiche Leute waren dort zu finden, die in die Fremde gezogen waren, um Schätze zu sammeln. Von einem derselben erzählte man, daß er an die dreißig türkische Pfund besaß, und das Gerücht von diesem unermeßlichen Reichtum erscholl weit und breit, so daß der Mann Angst bekam und seine dreißig Goldstücke eine Arschine tiefer in die Erde grub — da trug er schwer an seinem Reichtum und sein Schlaf war unruhig und voll böser Träume. Nur am Tage war er heiter und ruhig, dann konnte er sich in den Erinnerungen seines Lebens und erzählte von den Wandern fremder, reicher Städte und von seinen Abenteuer. Seit zwei Monaten war er wieder in der Heimat, aber noch immer hatte er seine Erzählungen nicht beendet, und als er sah, daß die Männerherzen danach dürsteten wie nach Quellwasser, da fing er an von dem zu berichten, was sich möglicherweise hätte ereignen können und sich auch hätte ereignen müssen, wenn ein armeliger Zufall es nicht verhindert hätte. Das aber machte beiden Freude, ihm und seinen Hörern. Und was er ersann, hatte dieselbe Wirklichkeit für ihn wie das Geschehene. Niemand war anwesend, der ihm hätte sagen können: du lägst! Denn keiner von den Männern war über Karahissar hinausgekommen, und die Minarets dieser Stadt konnte man erblicken, wenn man auf den hohen Berg stieg, der über dem Dorfe lag. So aber war es zu der Zeit, als Ibrahim Schecho noch jung war. Da gingen wenige der Kurden in das Ausland, sondern sie blieben daheim zwischen ihren Steinen und lebten von den Feldfrüchten der anderen. . . . Jetzt ist das nun anders geworden.

Abdul Kerim Aga aber wurde nicht müde zu sagen, jedesmal wenn er seine Erzählung schloß: „Ihr Männer, geht doch nach Stambul, zu der Schwelle des Padischahs! Wir Kurden stehen in hoher Gunst bei ihm. Er weiß gar nicht, wie er uns ehren soll. Ihr erinnert euch an das, was ich euch erzählte, wie er mir einmal in den Straßen von Beschiktasch begegnete und mir eigenhändig diese silberne Uhrkette überreichte. — Ja, und seht, unsere alten Emirs, die Bederkhan, von denen jeder ein Löwe ist, wie hoch sitzen sie in seinem Rat! Und er tut nichts, ohne sie vorher um ihre Meinung zu fragen. Darum können sie den Fuß auf den Nacken der Giansur setzen und selbst die Osmanli zittern vor ihnen!“ — Dann warf er einen Seitenblick auf den eben erst hierher versetzten Baptieoffizier, der in seiner Unkenntnis des kurdischen gleichmütig an seiner Seite saß und sich eine Zigarette drehte.

Zu einer der hinteren Reihen aber saß Schecho. Der hatte den Kopf weit vorgebengt, daß ihm auch kein Wort entgehe, und sein goldenes Wagen knurrte lauter denn je. Die Enthaltbarkeit, in der er leben mußte, bewirkte

eine Art Mauth. Da sah er sich nach Stambul verlegt und im Gefolge der Bederkhan in gestickter Samtjacke und bunten Schalwar, und mit einer silbernen Uhrkette, wie sie über dem roten Gürtel Abdul Kerims lang herunterbaumelte. Und der Mauth hielt bei ihm an, er wich nicht aus seinen schönen braunen Augen. Seinen alten Eltern machte sein rätselhaftes Wesen großen Kummer. Sie konnten es nicht verstehen, daß ihr Sohn es satt hatte, zwischen Steinen zu leben und die Feldfrüchte der anderen zu stehlen, wie sie es getan in ihrer Jugend.

Endlich kam der Sohn mit der Sprache heraus, er verlangte Reisegeld, um nach Stambul zu gehen. Da ging der Alte, in seinen eisgrauen Bart hineintummelnd und murrend, und verkaufte eine alte silberbeschlagene Pistole, die einer seiner Vorfahren bei einem Mauthzuge in das persische Gebiet einmal erbeutet und die als heiliges und unantastbares Gut an der Wand gehangen hatte. Er gab dem Sohne das wenige Geld, das ihm der Armenier dafür zahlte.

Und Schecho zog von dannen.

Eines schönen Morgens standen denn auch Schecho und seine Reisegefährten in den Straßen Konstantinopels. Um sie herum grollte der dumpfe Lärm der großen Stadt. Sie blieben wie beläut, verloren im Gemüth, stehen. Aber Landsleute führten sie in ein kleines, schmutziges Kaffeehaus, in das die Straßenhunde hineinschwärmten. Dort fand Schecho einen Unterschlupf für die Nacht. Am nächsten Tage kaufte er sich einen großen Tragkorb und stellte sich dort auf, wo man den Abendbazar hielt. Es ging ihm hart, er beneidete die Hunde in den Straßen und das reichliche Mahl, das sie von den Abfällen hielten. In Schnee und Regen stand er in dem tiefen Kot der Gasse und wartete, bis ihn ein Effendi, der einkaufen wollte, mit Fleisch, Fischen oder Gemüse belud. Schecho sah aus seinen braunen Augen melancholisch in die Welt. Vergebens harrete er auf Hilfe und Rettung aus diesem Elend. Seine Landsleute waren arme Teufel, und die Bederkhan kannte niemand von ihnen. Oft hatte er nicht den Pfaster verdient, den er brauchte, um sein Nachtquartier zu bezahlen. Dann schloß er auf den Steinfliesen eines Moscheehofes, und der Fuß des Wächters stieß an seinen wie leblos ausgestreckten Körper, den der tiefe Schlaf unempfindlich machte auch für die rauheste Berührung. Aber der Wächter weckte ihn nicht auf, sondern schritt an ihm vorbei; denn der Islam hat Achtung vor dem Elend, weil Allah es gewollt hat, und wenn er ihm auch wenig hilft, so stört er es doch nicht, wie er sich selbst durch den Anblick des Elends in seiner wunderbaren Ruhe nicht stören läßt.

Schecho blieb aber gesund und stark trotz aller Leiden, und bald sandte Allah ihm ein besseres Kismet. Er wurde Handlanger auf einem Neubau und hatte Steine zu tragen. Da brachten ihm die Steine einmal Verdienst, wie sie ihn vorher aus seinem Lande getrieben hatten. Er war ein fleißiger Arbeiter und ließ es sich saner werden, nicht wie die schlaffen Türken, die keine zwei Stunden hintereinander zu arbeiten verstehen. Seine Kameraden waren Kurden. Da trieb man es täglich, wie man es in der Heimat nur zum Vairam treibt: man tanzte und sang nach der Arbeit.

Die Jahre vergingen. Schecho war ein stattlicher Mann geworden, denn er hatte sich von der Arbeit seiner Hände gut nähren können. Da bot sich ihm eine Gelegenheit, ein Weib zu nehmen. Sie hieß Mische Hanum und war Sklavin gewesen in einem Hause, wo der Herr gerade gestorben war. Sie hatte die Gunst ihres

Herrn genossen und war seine Geliebte gewesen. Jetzt aber trieb sie die Eiferjucht der Witwe aus dem Hause, und die alten Frauen, mit deren Hilfe die Ehen in der Türkei zustande kommen, sandten ihr den stattlichen Kurden, der so regelmäßigen und reichlichen Verdienst hatte. So wurde Mische die Frau Ibrahim Schechos. Er mietete in einem kleinen schmalen Hause in einem Viertel Stambuls ein Zimmer. Das war so breit wie das ganze Haus und so niedrig, daß die hohe Gestalt Schechos fast an die Decke stieß, wenn er sich aufrichtete. Unten wohnte eine alte Witwe, Hadidscha Hanum, die hatte einen Sohn, der war Costa und wohnte sonst in der Medresse. Freitags aber kam er zu seiner Mutter. Dann erzählte er ihr und ihrem Mieter von dem, was draußen in der Welt vorging, von dem frechen Treiben der armenischen Giansur, die von den Franzosen und Engländern aufgestachelt wurden. Ueber meinte, man müsse sie behandeln, wie Said Walthal Gasi mit ihnen verfahren wäre. Schecho fragte, wer dieser Mann wäre und ob er schon tot sei. Da lächelte der Costa mitleidig über den unwissenden Kurden und holte ein altes, abgeriffenes Buch hervor, schlug auf und fing an zu lesen, wie der Held des Glaubens mit dem Kaiser von Rum umgesprungen war und wie er die Hinterlist und Niedertracht der Giansur zu schanden gemacht hat. Darüber vergaß der müde Schecho zu gähnen und er verlor die ihm zum Dank reichlich mit gutem Tabak, denn der Costa war ein armer Teufel. Schechos Herz schloß über die Schenkslichkeiten der Giansur und in seinem wachsenden Hass vergaß er ganz und gar, daß einmal ein armenischer Arzt seinem Vater das Leben gerettet hatte. . . .

Nach Jahresfrist schenkte ihm Mische einen Knaben. Darob füllte sich Schechos Herz mit großer Freude. Wenn er am Abend müde von der Arbeit nach Hause kam, streckte das Kind ihm die Arme entgegen und Schecho wurde lustig und ausgelassen, wie es nur ein Kurde sein kann. Mische hatte einen gewissen Stolz mitgebracht und den Eigensinn eines verwöhnten Kindes; das hatte sie daran verhindert, gegen ihren Mann die rechte Härlichkeit einer Gattin zu zeigen. Jetzt aber, wo sie sah, wie ihr Kind an dem rauhen kurdischen Vater hing und mit welcher Zudrünst er es herzte und küßte, vergaß sie ihren Stolz und ihren Eigensinn und gewann den Vater ihres Kindes lieb.

Nun kam einmal ein schwüler Sommer, wo es in den Kaffeehäusern und an den Arbeitsplätzen unruhig von wilden Reden schwirrte und unter den Wölbungen der Medressen und Moscheen über den Hisköpfen der Soflas die heilige Fahne des Propheten zu rauschen schien. Da wurde es den Männern rot vor Augen und die heiße Sonne Stambuls schien in Blut getaucht unterzugehen. Die armenischen Giansur waren übermütig geworden und wollten die Herren spielen und ihren Fuß auf den Nacken der Ausgewählten Allahs setzen.

Da kam einmal ein Mann zu Schecho, als dieser bei der Arbeit war. Der Fremde war ein Kurde, aber er sah so furchtbar aus, als käme er aus Schibennem mit seinen kleinen Augen und der durch eine böse Krankheit halb zerfressenen Nase. Der erinnerte ihn an die alte bittere Armut und fragte, ob denn das ganze Volk der Kurden zum Hungertode verurteilt sei, damit die Armenier reich würden. Er sprach zu ihm von Dingen, an die Schecho nie gedacht hatte, aber die ihm jetzt klar erschienen wie das Licht der Sonne. Ja, es waren wirklich die Armenier, die ihnen überall begegneten, um ihnen das Brot vom Munde fortzureißen und sie in drückender Armut zu bannen. (Fortsetzung folgt.)

Bierzeiler.

Wenn ein Gedanke ist geblieben,
In edler Frauen reinem Sinn,
Von jenem, was ich einst geschrieben,
Ist's mir ein kostlichster Gewinn.

Was ist des Lebens letztes Wort?
Entfage! ruft es fort und fort.
Des Müßels Lösung, die ich gebe,
Sie lautet anders, heißt: Erbe!

Der Dichter kann den Alltagsweg nicht halten;
Doch irren, die ihn drum für töricht schalten.
Er hegt in sich die reinste Form des Lebens;
Die zeigt er dir sogar in Traumgestalten.

Robert Schwellhof.

Sonne. Die dort unten im Tale, in finsternen Höhlen und Schluchten wohnten, kannten die Sonne nur vom Hörensagen. Vom Hören und Sagen. Aus Erzählungen des alten Patriarchen Daniel, die wie Märchen klangen, und die von den Ungläubigen mit mißtrauischem Kopfschütteln begleitet wurden. Aus den Märchen und Sagen aber wurden Verheißungen, die einer dem anderen mit geheimnisvollem Lächeln zuflüsterte, und von denen viele gar nicht wußten, woher sie eigentlich gekommen. Es genügte ihnen, daß sie da waren und als helle, trostreiche Gedanken im Hirne kreisten; als Sonnenfünkchen, die zuweilen aufflammten, das trostlose Dunkel erhellen und ein frohes Hoffnungsgefühl im ganzen Blut verbreiteten. Wer diese Sonnenfünkchen in seinen Adern spürte, den überkam es wie neue Kraft; Licht und rosig sah er im Geiste die Zukunft vor sich liegen. Und er sagte: „Ich glaub's. Es wird schon richtig sein. Wir müssen nur loszukommen suchen von unserer Scholle und den alten Gedanken, die daran haften. Wir müssen steigen und dürfen nicht müde werden. Es ist ein langer Weg zum Gipfel.“

Dem das hatte ihnen Daniel gesagt: „Eure Tal, eure Höhlen und Schluchten sind nicht die Welt. Sind nur ein kleiner armseliger Teil der Welt — und der dunkelste und häßlichste dazu. Eure Vorfahren sind darin geboren, gewachsen, verdorben und gestorben, ohne daß sie jemals die Sonne erblickten. Die Sonne, die leuchtend und wärmend über die Gipfel zieht und mit ihren Strahlen das Herz erfüllt und das Hirn erhellt. Eure Eltern und Großeltern wußten nichts davon; Ihr aber wißt es nun und müßt versuchen, hinaufzudringen. Eine harte, sehr harte Arbeit. Aber Zuversicht und Hoffnung werden eure Arme stark machen. Eure Muskeln werden sich härten, eure Sehnen sich straffen und elastischer werden. Eine Strecke hinauf durch das Dunkel, eine Strecke durch graue Dämmerung — und dann wird's Licht und immer lichter um euch sein. Ihr werdet fühlen, wie die Blindheit von eurem Auge, wie der Druck von eurem Hirne weichen wird. Ein leises Lied wird in eurer Seele erwachen und stärker und stärker klingen. Eines Tages aber wird über eurem Haupte die Sonne stehen, um nimmer zu entweichen.“

Einige glaubten es nicht. Sie blieben in ihren Höhlen, als die anderen sich auf ihren Weg machten, und spotteten: „Schwägerei. Es ist immer so gewesen. Zerbrecht euch nur die Beine, ihr Fürwichtigen! Der große Zauberer wird euch strafen und eure Gebeine wieder hinschmettern — dorthin, wohin sie gehören. Ihr werdet elender sein als zuvor. Der alte Sünder Daniel ist ein Verführer.“

Der Patriarch lächelte milde dazu: „Ihr könnt es ja nicht wissen, arme Kinder, wie herrlich die Sonne, wie groß und schön die Welt ist. Eure Seelen sind umgarnt von den Fäden der Finsternis, die euch geboren. Ich aber bin einmal dort oben gewesen — er breitete die Arme aus — „habe über die blühende Erde geblickt und habe schimmernde Wiesen, blühende Flüsse und leuchtende Blumen gesehen. O, es ist schön — und wohl des Schweizes wert, den wir vergießen müssen, um hinaufzukommen.“

„Führe uns!“ Da harrten einige, die zitterten vor Ungeduld.

Und andere, die blickten zaudernd von einem zum anderen. Und wieder andere, die wandten sich höhnlich ab.

Und noch andere, die standen mit finster drohenden Mienen da: „Hinweg mit Dir, Du falscher Prophet! Ober —!“ Sie ballten die Fäuste.

Daniel lächelte. „Eure finsternen Blicke schrecken mich nicht. So wenig wie eure Fäuste. Nicht lange, und euer Haß wird sich in Sehnsucht wandeln. Denn ihr werdet es nicht vergessen, was ich gesagt habe. Ihr könnt es nicht! Niemand kann es. Wer einmal die Sonne auch nur in Gedanken gesehen, dem bleibt eine leuchtende Spur im Blute. Ein Funke, der brennend freist und emporstrebt nach seiner Heimat.“

Die Kräftigsten folgten ihm. Durch enge Schluchten, durch Duschwerk, an steilen Wänden und über Felsgeröll empor.

Die Brust keuchte, die Füße schmerzten, die Hände bluteten.

Zuweilen gingen sie irre und mußten ein Stück zurückwandern.

Und keine Dämmerung, keine Sonne.

Da murrtten einige: „Vielleicht betrügt er uns.“

Der alte Daniel sah sie an: „Hab ich's euch nicht gesagt: es ist ein harter, ein langer Weg.“

Einige kehrten um.

Die anderen kletterten weiter. Tage und Tage. Und immer noch keine Sonne.

„Wer weiß, ob's wahr ist?“ flüsterten die Mäuden.

„Aber er führt uns einen falschen Weg.“

„Hab ich's euch nicht gesagt . . .?“

Wieder kehrten einige um. Aber auf ihrem Wege begegneten sie anderen, die ihnen entgegenkamen, weil sie es nicht mehr ausgehalten in ihren Höhlen. Wie eine lange Linie war's, bald kamen sie einzeln, bald in ganzen Trupps.

In allen kreiste der brennende Funke und beunruhigte das Blut. Sie mußten nach oben.

Und eines Tages standen die ersten in der Dämmerung, in einer schwachen grauen Dämmerung, die durch irgend einen Felspalt drang und breite Linien in das Dunkel zog.

„Seht, seht!“

Einem Augenblick standen sie in atemloser Freude. Dann ging ein neuer Strom der Kraft durch ihre Glieder: „Vorwärts! Wir wollen uns nicht aufhalten!“

Nun gingen sie in der Dämmerung. Bald wurde sie lichter und weißer. Dann aber fielen wieder schwarze Schatten hinein. Endlich umfing sie wieder ganz das Dunkel.

Eine große Anruhe ergriff die Wandernden.

„Du verirrst Dich, Daniel! Es kann ja nicht sein, daß wir richtig gehen.“

„Hab ich's euch nicht gesagt . . .?“

„Ja, aber —“

„Seht, seht!“ Einer rief es.

Sie waren auf eine runde Felsplatte hinaufgetreten, die auf allen Seiten von hohen, steilen Wänden eingeschlossen war. Und oben, ganz oben zeigte ein kleiner Ausschnitt des nächtlichen Himmels sich.

„Seht, seht!“

Ein Stern stand dort oben. Ein einsamer Stern.

„Ist das die Sonne?“

„Nein. Nur ein winziges Licht des Himmels.“

„Ach!“ Daniel breitete die Arme nach oben aus.

„Was ist dies kleine nächtliche Feuer gegen die Flamme des Tages! Verhüllt eure Augen, die des Lichtes nicht gewohnt, — denn morgen werdet ihr die Sonne sehen!“

„Morgen!“ Sie jauchzten; und aus den Tiefen der Schluchten kam ein tausendfaches Echo.

Sie wuschen sich an den Quellen, die aus den Felsen sprangen, das Blut von den wunden Händen, den Staub vom ganzen Körper und legten sich zur Ruhe. Aber niemand schlief. Schweigend lagen sie auf dem harten Stein, die Hände unter dem Kopf und sahen hinauf zu dem kleinen Licht, das funkelnd an dem schwarzen Himmelsgewölbe schwebte.

Und als die Nacht verging, sahen sie langsam die Dämmerung des Morgens heraufsteigen. Der Stern verblaßte und verschwand. Ein gelblicher Schein zitterte spielend dort oben. Und plötzlich funkelten die Felsspitzen wie flüssiges flammendes Feuer.

Da begann einer zu singen. Und alle stimmten ein.

Eine brennende Flut von Licht ergoß sich an den Wänden herab — und majestätisch, in all ihrer wunderbaren Helle und Glut, zog über den Gipfel die große strahlende Kugel.

„Die Sonne! Die Sonne!“

Ein Jubelruf war's. Ein Jubelruf, der sich fortplangte von Schlucht zu Schlucht, von Stufe zu Stufe bis nieder zu den Höhlen, daher sie gekommen waren.

Doch dann verstummte oben das Rufen. Wie ein schwarzer Deckel, alles Licht verlöschend, legte sich über die Felsöffnung eine schwere düstere Wetterwolke. Und es blißte und donnerte aus dieser Wolke in furchtbaren Flammen und Schlägen.

„Wir haben geträumt,“ sagten einige. „Es ist gar keine Sonne da. Oder sie ist gestorben.“

Der alte Daniel aber lachte und schwang seinen Hut: „Hinauf! Klettert nur! Das letzte Stück noch — mitten in das Gewitter hinein. Ihr Loren, glaubt ihr, weil wir die Sonne nicht sehen, sie sei nicht da? Sie ist! Ist in strahlender Helle dort oben und wandelt leuchtend ihre ewige Bahn. Hinter den Wolken, die ein stürmischer Tag zerläßt, glüht

sie und wick uns morgen wieder leuchten. Schöner, herrlicher als je.“

Und sie schüttelten die dumpfen Zweifel ab und machten sich auf — empor zum Gipfel. — e. p.

Die Frechheit des Dachses. Daß Bezeichnungen und Nebensarten, die aus dem Tierreich gewählt sind, in der Regel den Tatsachen entsprechen, habe ich an verschiedenen Stellen nachzuweisen versucht. Zweifelhaft war es mir bisher, ob der Dachs wirklich so unverschämter sei, wie man aus den Nebensarten: Frecher Dachs, Frechdachs, unverschämter Dachs usw. schließen muß. Unser Grimbart ist bekanntlich ein mürrischer Einsiedler, der ein nächtliches Leben führt und durch Vernichtung zahlloser Regenwürmer, Schnecken usw. seine sonstigen Schandtaten wahrscheinlich aufwiegt. Die Vermutung liegt nahe, daß mit dem Dachs unser Dachshund gemeint sei. Aber der Dachshund ist sicherlich nicht unverschämter als andere Hunde, z. B. Terriers. Sodann nennt man ihn wohl Dachsler oder Dadel, daß er jedoch auch Dachs heißt, habe ich nirgendwo finden können. Es muß sich also um unseren Grimbart handeln.

Wiederholt hat man jung eingefangene Dachsler aufgezogen und dann gefunden, daß sie außerordentlich zahm werden. Namentlich befanden sie eine ungewöhnliche Spiellust, die man diesen plumpen Geschöpfen gar nicht zugezogen hätte. Ihre liebsten Spielkameraden sind die Hunde, wie ja auch gezähmte Fischottern sich gern mit Hunden balgen. Der vortreffliche Tierkenner und Tiermaler Ludwig Vedmann besaß eine zahme Dachslerin, von deren scherzhaften Kämpfen mit seinem Jagdhund er ergötliche Schilderungen veröffentlicht hat. Verschiden war dieser Dachs gewiß nicht, eher das Gegenteil. Vedmann hebt ausdrücklich hervor, daß der Dachs den Hund beim Mittagessen einfach beiseite schob.

Zimmerhin konnte es sich bei diesem Gebaren um besondere Eigenschaften eines Individuums handeln, die man nicht verallgemeinern darf. Neuerdings hat jedoch die „Deutsche Jägerzeitung“ einen Bericht über einen zahmen Dachs veröffentlicht, wonach die Unverschämtheit in der Tat eine Eigentümlichkeit unseres Grimbartes ist. Ich lasse hier den uns interessierenden Teil der Erzählung folgen und bemerke zum besseren Verständnis, daß auch dieser junge Dachs mit den Hunden seines Eigentümers, nämlich einem Terrier Bob und einem Dachshund Battermann, gern spielte. Es heißt dort: „Als ich von einer Reise zurückkam, war der Dachs beinahe stärker, als der Tadel und ein ganz unverschämter Wirt geworden, der sich vor nichts mehr fürchtete. Bis dahin hatte er noch keine Miene gemacht, zu fressen oder allein zu faulen, sondern interessierte sich nur für die Kulle. Eines Tages biß er sich an der Hand eines Bekannten, der ihn neckte, den letzten Milchzahn aus. Eine halbe Stunde später stürzte er sich wie rasend auf die Hundeschüssel und fraß den daß erstaunten Hunden ihren schön geschmälzten, mit Fleischstücken interessant gemachten Reis vor der Nase fort. Von der Zeit an interessierte er sich auch lebhaft für den Garten, murrte in allen Ecken herum, stach unter heftigem Schnauben und Prusten unter den Geseinssassungen und im Komposthaufen und verzehrte schmachend die fetten Regenwürmer und Salatschneden, die er zutage förderte, obgleich er tags vorher noch gedacktes Fleisch, das ich ihm in den Magen gestopft hatte, mit einer Gebärde tiefsten Gels im hohen Bogen ausgespien hatte. Jetzt aber schlang er alles hinab, was ihm vorkam; am liebsten nahm er Weißbrot mit Milch, aber auch kalte Kartoffeln, Fleisch, Brot, Gemüse, rohe Mohrrüben und Obst verschmähte er nicht, und die Herren Hunde mußten sich mittags beeilen, wenn sie überhaupt was kriegen wollten. Je älter und stärker Dachs wurde, um so unverschämter wurde er . . .“

Zimmer wollte er, daß man sich mit ihm beschästigte, und tat man ihm nicht den Willen, so biß er einem in die Knöchel. War er gar im Keller eingesperrt, so federnte er über das ganze Haus und rappelte derartig an der Kellertür, daß es nicht zum Aushalten war. Vor den Hunden hatte er schon längst keine Angst mehr. Er jagte sie im Haus und Garten herum und brachte Battermann durch sein ewiges Zwicken so in Wut, daß er sich mit einem Wutgeheul auf ihn stürzte und ihn nach allen Regeln der Kunst beulte. Schließlich wurde der Dachs so unverschämter, daß nach längerem Familientat beschlossen wurde, ihn dem Zoologischen Garten zu verehren. Er war kaum einige Tage da, so erschien ein Freund unseres Hauses und teilte uns mit, der Dachs sei mit acht Eskimohunden zusammengeesperrt, die ihn schmächtig mißhandelten. Tiefbetrübt eilten meine Frau und ich zum Zoologischen Garten und stürzten nach den Eskimohunden. Da war kein Dachs, und als wir den Wärter fragten, lachte der und sagte: Der? Den sollen die Hunde mißhandelt haben? Umgekehrt war es! Ich habe ihn herausnehmen müssen, er ließ die Hunde nicht ans Futter.“ th. z.

Nachdruck des Inhalts verboten!